

meinschaften, denen es oft genug wichtiger war, römisch-lateinischen Gepflogenheiten nachzueifern, als ihren Eigenstand zu wahren.

Das Zweite Vatikanum erklärte, daß eine solche Haltung die Katholizität und Apostolizität der Kirche in Frage stellt. Im Ökumenismusdekret (Art. 17) heißt es bezüglich der authentischen (von Rom aus also nicht überprüften!) östlichen Traditionen: „Dieses Heilige Konzil erklärt, daß dies ganze geistliche und liturgische, disziplinäre und theologische Erbe ... zur vollen Katholizität und Apostolizität der Kirche gehört.“ Es drückte im Anschluß daran seine Dankbarkeit dafür aus, daß die unierten Kirchen trotz vieler römischer Pressionen, die zur Angleichung an das lateinische Erbe nötigten, in der katholischen Kirche wenigstens einen gewissen Platz für die Vielfalt offen hielten, die von der Ekklesiologie her zu fordern ist: „(das Heilige Konzil) sagt Gott dafür Dank, daß viele orientalisch-söhne der katholischen Kirche, die dieses Erbe bewahren und den Wunsch haben, es reiner und vollständiger zu leben, schon jetzt mit den Brüdern, die die abendländischen Traditionen pflegen, in voller

Gemeinschaft leben.“ Doch wegen der uniatischen Einschränkungen, die den Unierten aufgenötigt worden waren, mußte das Konzil ihnen im Dekret für die katholischen Ostkirchen (Art. 6) auch auftragen: „Wenn sie aber wegen besonderer Zeitumstände oder persönlicher Verhältnisse ungebührlich von ihren östlichen Gebräuchen abgekommen sind, sollen sie sich befleißigen, zu den Überlieferungen ihrer Väter zurückzukehren.“

Als die getrennten Kirchen jüngst offizielle theologische Dialoge aufnahmen, kehrten sie zur Methode der Suche nach Einheit zurück, die der Tradition aus der Zeit ihrer Gemeinsamkeit entspricht. Der Uniatismus wird überwunden sein, wenn allgemein anerkannt und in die Praxis des kirchlichen Lebens überführt sein wird, was Johannes Paul II. während seiner Polenreise vom 1. bis zum 9. Juni 1991 in der orthodoxen Kathedrale von Bialystok ausführte: „Der Dialog der Wahrheit, Aufrichtigkeit und Liebe ist der einzige Weg zur vollen Einheit. Er ist ein Geschenk Gottes, ein unersetzliches Mittel auf dem Weg zur Aussöhnung.“

*Ernst-Christoph Sutner*

## Wandel zum Schlechteren

### 50 Jahre Kirchenberichterstattung im „Spiegel“

*Ob man ihn mag oder nicht – der Hamburger „Spiegel“ ist eine Institution in der deutschen Medienlandschaft. Seit seiner Gründung vor fünfzig Jahren hat sich das Magazin immer wieder auch mit der Kirche beschäftigt; seit geraumer Zeit dominiert dabei allerdings ein ironisch-zynischer Ton. Unser Autor Uwe Beck veröffentlichte 1994 das Buch „Kirche im SPIEGEL – Spiegel der Kirche?“*

Seit 50 Jahren (die erste „Spiegel“-Nummer datiert vom 4. Januar 1947) erscheint das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ nun Montag für Montag. Trotz der Konkurrenz von „Focus“ – das neue Nachrichtenmagazin hat den „Spiegel“ kaum Abonnenten gekostet, dafür aber viele Anzeigenkunden weggenommen – scheint das Hamburger Blatt nach einigen Unsicherheiten wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Die Berichterstattung des „Spiegel“ wurde und wird gerne untersucht. Vor allem die Sprache und der Stil brachten Kritiker auf den Plan. Es war *Hans Magnus Enzensberger*, der schon 1957 die wohl heute noch gültige Analyse bot: „1. Die Sprache des „Spiegel“ verdunkelt, wovon sie spricht. 2. Das deutsche Nachrichtenmagazin ist kein Nachrichtenmagazin, sondern ein Tatsachen-Silo. 3. Der „Spiegel“ übt nicht Kritik, sondern Kritik-Ersatz. 4. Der Leser des „Spiegel“ wird nicht orientiert, sondern desorientiert. 5. Der „Spiegel“ ist unentbehrlich, solange es in der Bundesrepublik kein kritisches Magazin gibt, das ihn ersetzen kann“ (*Hans Magnus Enzensberger*, *Die Sprache des „Spiegel“*, in:

*ders.*, *Einzelheiten I*, 74–105, 100). Die Einblicke und Enthüllungen, die das Magazin dem Leser eröffnen, machten diesen zum „Voyeur“, der aus der „Position am Schlüsselloch“, aus der keine Orientierung erwachse, sondern „Ressentiment, zum Beispiel Neid oder Schadenfreude“ (ebd. 93, 94). Der „Spiegel“ – eine Sprach-Droge für interessierte Zeitgenossen? Für den Leser eine Dosis Vergnügen für den Augenblick, ihm aber schon nach kurzer Zeit verfallen und abhängig von ihm für alle Zeiten? Gilt das für die gesamte Zeit der Berichterstattung, und für alle Sachthemen?

Die Berichterstattung über die *Kirchen*, näherhin über die katholische Kirche, nahm in allen Jahrgängen des „Spiegel“ einen ähnlich umstrittenen Platz ein. „Ein Christenmensch kann neben der Heiligen Schrift nur noch den „Spiegel“ lesen“, formulierte 1962 ein Leser per Leserbrief. Nach einem polemischen Kommentar von *Rudolf Augstein* schrieb der damalige Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz Prälat *Wilhelm Schätzler*, dagegen wütend: „Man kann zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht das warnende Beispiel der Nazi-Zeitschrift ‚DER STÜRMER‘ zeigen würde, wohin pu-

blizistische Verhetzung und Haß gegen die Juden und Kirche geführt haben ... Auch hier muß man sich fragen, warum sich ein Staatsanwalt nicht um ein Blatt kümmert, das Haß- und Hetztiraden veröffentlicht, wie es im „Spiegel“ steht“ (W. Schätzler, Haß und Hetze. Wie der „Spiegel“ die Pressefreiheit mißbraucht, in: Rheinischer Merkur Nr. 51 [1987], 25).

### Wissenschafts-Journalismus auf Lehrbuch-Niveau

Was für den ganzen „Spiegel“ oft beobachtet wurde, gilt offenkundig auch für seine Kirchenberichterstattung: Entweder klare Gegnerschaft zu einer solchen Art Journalismus oder grenzenlose Begeisterung.

Einen besonderen Platz nimmt in jeder „Spiegel“-Ausgabe die sogenannte Titel-Geschichte ein, wird diese doch oft wochen- und monatelang recherchiert und vorbereitet. Fast 80mal fand sich bis Ende der 80er Jahre ein Kirchenthema oder gar eine Fragestellung der wissenschaftlichen Theologie auf einem Titel. Betrachtet man die Jahrzehnte genauer, wird ein deutlicher Rückgang des Interesses an Kirchenthemen deutlich. Waren es in den fünfziger Jahren noch 16 Titelgeschichten, steigerte die Redaktion ihre Kirchenberichterstattung in den 60er Jahren (wohl bedingt durch das II. Vatikanische Konzil) auf stattliche 39. Dann kam der Bruch: 1970 bis 1979 sind es noch 14, in den 80er Jahren noch 10. In den Jahren 1990 bis 1999 dürfte nicht einmal diese Zahl mehr erreicht werden.

Fragt man heute nach der Beziehung des „Spiegel“ zur Kirche, dürfte eine negative Einschätzung wohl vorherrschen – Begriffe wie Kirchengegnerschaft, Kirchenhaß, „kein Gespür fürs Religiöse“, etc. dürften wohl fallen. Doch das war nicht immer so. In den 50er und 60er Jahren gab es große Serien im „Spiegel“ etwa zum Verhalten der Kirchen im Dritten Reich. Herausgefordert durch *Rolf Hochhuths* „Der Stellvertreter“ wirft das Magazin vor allem der katholischen Kirche vor, in Krisenzeiten nur auf die Sicherung eigener Rechte aus gewesen zu sein. Mit Hitler schließt man keine Konkordate, schalt das Magazin. Der „Spiegel“ kritisierte die Macht der Kirche, ihren Machtmißbrauch als Institution, als hierarchische Institution in einer demokratischen Gesellschaft. Der besondere Kampf des „Spiegel“ gilt Institutionen – die „Liebe“ zur katholischen Kirche als einer Art Inbegriff von Institution war somit gegeben. Auch das deutliche Übergewicht „katholischer Themen“ im „Spiegel“ wird so erklärbar.

In den 60er Jahren stand naturgemäß das II. Vatikanische Konzil im Mittelpunkt der Berichterstattung. Johannes XXIII. avancierte zu so etwas wie einem Lieblingspapst. Der „Spiegel“, vor allem der Kirchen-Redakteur *Werner Harenberg*, ließ sich von der Reform-Euphorie in der katholischen Kirche anstecken. Mit immerhin vier Titelgeschichten, unzähligen Interviews und Textauszügen von Konzils-Dekreten begleitete das Hamburger Magazin dieses Kirchentreffen. Der „Spiegel“ bot den Reformern in der Kirche

eine Art Plattform, um sich zu artikulieren. Im Zentrum stand die Frage nach einer Neuregelung des Mischehenrechtes und die Diskussion über die Unfehlbarkeit des Papstes. Mit Beharrlichkeit vertiefte sich der „Spiegel“ in der Mischehenfrage in die Materie. Nachdem die evangelische Kirche auf dem Konzil nicht mehr als „häretische Sekte“ abgetan wurde, sondern als „Kirche“ bzw. „kirchliche Gemeinschaft“ bezeichnet wurde, sah der „Spiegel“ folgerichtig eine Möglichkeit, evangelisch getraute Mischehen für gültig zu erklären. Dem Dogmatiker *Michael Schmaus* und Kardinal *Ottaviani* leuchtete das nicht ein – und der „Spiegel“ räumte immer wieder den Reformern (*Küng, Rahner, Böckle*) die Möglichkeit ein, ihre Gedanken zu formulieren. Die Dispensregelung, gültig bis heute, hat das Nachrichtenmagazin regelrecht herbeigeschrieben – sachgerecht und kompetent.

Die Frage der Unfehlbarkeit war für den „Spiegel“ besonders dringlich. Die Leserschaft wurde – wie im „Spiegel“ üblich – durch eine große Serie („Gottes eigenes Konzil“) darauf vorbereitet. Auf hohem Niveau arbeitete sich das Magazin in die Konzilsgeschichte der Kirche ein. Was der „Spiegel“ seiner Leserschaft zum Beispiel zu den Konzilien von Nizäa, Ephesus und Chalkedon „zumutete“, hatte stellenweise Lehrbuch-Charakter und stellt ein Stück Wissenschafts-Journalismus erster Güte dar. Die Fakten und die Begriffe stimmten. Dem Leser wurde freilich der Eindruck vermittelt, die Kirchengeschichte sei vor allem eine Geschichte der vergrößerten Machtfülle des Papstes gewesen. Höhepunkt war dabei das I. Vatikanische Konzil 1869/1870.

Ziel des II. Vatikanischen Konzils sollte laut „Spiegel“ deshalb sein, das Bischofsamt gegenüber dem Papstamt abzusichern und aufzuwerten. Es gelte, die Kirche und das Papstamt durch einen Bischofsrat bzw. eine Bischofssynode zu „demokratisieren“. Auch hier durften die Reformer in der Kirche den „Spiegel“ zur Selbstdarstellung nutzen. Während zum Beispiel Hans Küng darauf abhob, daß der Papst freiwillig auf seine Machtfülle verzichten solle – wie dies Papst Johannes XXIII. getan hat –, legte der „Spiegel“ Wert darauf, daß die Macht des Papstes strukturell und verbindlich eingegrenzt werden müsse. Die Möglichkeit des Papstes, ohne formelle Zustimmung der Kirche ein Dogma zu verkünden, war dem „Spiegel“ ein Dorn im Auge. Ein Gesprächsauszug mit dem amerikanischen Dogmatiker *George Baum* aus dem Jahre 1963: Baum: „Aus Ihrer Frage spricht, wie mir scheint, der Zweifel, ob ein Mensch unfehlbar sein kann. Meinen Sie das?“ „Spiegel“: „Ja.“

Für das Nachrichtenmagazin war die katholische Kirche in dieser Frage auf halbem Wege stehen geblieben. Es gelte weiter das I. Vatikanische Konzil; dem Papst wurde zwar eine Bischofssynode zur Seite gestellt, aber diese wird von ihm einberufen, geleitet und sogar selber personell besetzt. Von „Demokratie“ im Papsttum, von „demokratischen Spielregeln in einer pluralen Gesellschaft“ ist also nur wenig zu sehen. Rückblickend erstaunt, mit welchem Interesse und

Engagement der „Spiegel“ sich in innerkirchliche Diskussionen eingemischt und dort sogar Partei ergriffen hat. Bei aller Skepsis war das Magazin der Ansicht, die katholische Kirche öffne sich und sei bereit zu Reformen.

Das sollte sich ändern – und der Anlaß läßt sich benennen. Auf die Enzyklika „Humanae Vitae“ Pauls VI. aus dem Jahr 1968 reagiert der „Spiegel“ verbittert. Nichts habe sich geändert in der katholischen Kirche, der Papst könne doch wieder alles alleine machen. Das Moment des *Machtmißbrauchs* der Kirchenleitung wird zum beherrschenden Strukturelement der Kirchenberichterstattung. Das Konzil war deshalb vergebliche Mühe. Diese Enzyklika wird vom „Spiegel“ als „das bislang fatalste katholische Fehlurteil dieses Jahrhunderts“ (32/1968/82–90) gebrandmarkt, und: „Der Papst handelt gegen die Kirche!“ (ebd.)

### „Humanae Vitae“ als Wendepunkt – aus Kirchenkritikern werden „Rebellen“

Das Verbot der künstlichen Empfängnisverhütung wurde zum Anlaß genommen, in noch nie dagewesener Form die katholische Kirche anzugreifen und zu verurteilen. Es gab noch zwei letzte Titelgeschichten („Ende des Zölibats?“ [3/1970/40–58]; „Priester – Beruf ohne Zukunft?“ [43/1971/78–101]), in der die Kirche als ernstzunehmender Gesprächspartner regelrecht verabschiedet wurde. Die Kirchen-Redaktion wurde Anfang der 70er Jahre aufgelöst und zu einem Einmannbetrieb verkleinert. Die katholische Kirche war für den „Spiegel“ am Ende. Was mit den Ergebnissen der Würzburger Synode geschah, die Einstellung der kritischen Kirchenzeitung „Publik“ 1971 – all das belegte für das Magazin dieses „Ende der Kirche“. Für diesen Befund gibt es deutliche Hinweise im Magazin. Zum einen wurden die früheren Kirchenreformer bekämpft; an ihre Stelle traten nun die, die mit der Kirche gebrochen haben. Zum anderen wurde die ernstzunehmende Kirchenberichterstattung eingestellt zugunsten einer hämischen, ironischen Kirchenkarikatur.

Sprachlich zeigte sich dieser Wandel darin, daß die ehemaligen Kirchenreformer zu Rebellen gestempelt wurden. Sachlich wurde das deutlich durch die mehrmalige Aufforderung des „Spiegel“ an die früheren Lieblinge der Berichterstattung, doch endlich diese marode Kirche zu verlassen. Über Hans Küng heißt es nun: „Außerhalb der Kirche, außerhalb aller Kirchen‘ ortet der Tübinger Gelehrte ‚heute mehr denn je Christen, oft unbestreitbar gute Christen‘. Er selbst allerdings möchte innerhalb bleiben („Zuviel hat man doch... empfangen“), obwohl er auch längst außerhalb steht. Offenbar fehlt ihm der Mut, die römisch katholische Kirche offiziell zu verlassen“ („Theologie, Himmelfahrt wohin?“, 38/1974/141–143).

Und der Tübinger Theologe *Norbert Greinacher* muß sich die Frage gefallen lassen: „Könnte es sein, daß Sie und viele andere Reformchristen sich nur deshalb nicht von der

## Die Passion Jesu in einfühlsamen Bildern und Texten



Du hast  
mich  
in den Tod  
geworfen

Ein Kreuzweg

Hans Albert Höntges  
Herbert Falken

NEU

64 Seiten, gebunden,  
DM 24,80 /öS 181,- /SFr 24,-  
ISBN 3-451-26332-7

Dieser klassische Kreuzweg folgt in 14 Stationen der Passion Jesu und deutet in einer 15. Station die Auferstehung an. Im Vordergrund stehen die aussagekräftigen, abstrakten Bilder Heribert Falkens. Sie wurden im ständigen Gespräch eigens für A.H. Höntges und seine Kirche geschaffen. Nüchtern, unpathetisch, doch äußerst kenntnisreich erläutert dieser in seinen Betrachtungen den Sinn der Gemälde sowie das Geschehen am Golgotha und läßt Parallelen zum Geschick vieler Leser sichtbar werden. Eine künstlerische und meditative Heranführung an die Leidensgeschichte Jesu.

In jeder Buchhandlung!

HERDER

Mutter Kirche zu lösen vermögen, weil sie Abnabelungsängste haben?“ („Wäre Jesus heute römisch-katholisch?“, 35/1982/83–86,84).

Küng warf das Magazin sogar wissenschaftliche Unwahrscheinlichkeit vor. Ganz konsequent wurde vom „Spiegel“ der Entzug der *missio canonica* 1979 als gerechtfertigt und begründet angesehen. Ein Schritt, den er selbst aus Mangel an intellektueller Redlichkeit nicht vollzogen habe, wurde eben nun von der Kirchenleitung ausgeführt.

Wer aber mit der Kirche gebrochen hat, dem öffnete das Magazin von nun an seine Spalten. Ihrem „Kirchenkampf“ und ihrer jeweiligen „Abrechnung mit der katholischen Kirche“ gilt nun das besondere Kircheninteresse des „Spiegel“. Dies sind zum Beispiel *Adolf Holl*, *Horst Herrmann*, *Hubert Mynarek*. In den 80er und 90er Jahren waren dies *Ute-Ranke Heinemann* und *Eugen Drewermann*, die quasi zu freien Mitarbeitern des „Spiegel“ in Sachen Kirchenberichterstattung wurden. Die Artikel werden aggressiver, die Angriffe gegen die Kirche massiver. Verstärkt wurde diese Tendenz durch die Berufung von *Manfred Müller*, einem suspendierten katholischen Priester, in das Kirchenressort des „Spiegel“. Er hat wohl versucht, durch diese Art der Berichterstattung seinen Bruch mit der Kirche zu verarbeiten.

Einen weiteren Beleg stellt das grundsätzliche Ironisieren von Kirchenberichten dar. Das begann in den 70er Jahren, erreicht aber seit der Wahl von Karol Wojtyła zum Papst einen Höhepunkt. Satiren zu Kirchenfragen gab es zwar schon vorher, doch seit 1978 wird das sog. „Kirchen-Kabarett“ zu einem formalen Schwerpunkt der Kirchenberichterstattung im „Spiegel“. Das fing ganz harmlos an. Ausdrücke wie Johannes Paul II. als „Chef-Katholik“ oder als „überzeugter Katholik“, der schon bald als „eiliger Vater“ sein „Showtalent“ zeigt, der auf „Tournee“ geht, um überall auf der Welt ein „Festival in Pope and Pop“ zu feiern – so sollte ein gewisses Unterhaltungsmoment in Kirchenberichten eingebaut werden. Der gegenwärtige Papst wird kumpelhaft als „JP2“ der Leserschaft nahegebracht.

Massiver wurde es, als ganze Artikel bzw. Titelgeschichten mit einem beißenden, ironischen Unterton formuliert wurden. 1980 schrieb das Magazin über eine Vollversammlung der Bischofssynode in Rom: „Für die, die nicht in der Synodenaula dabei sein konnten, verkündete der Papst in seiner Audienz die Botschaft: ‚Ehebruch im Herzen‘ werde auch begangen, wenn einer ‚mit Lüsternheit seine eigene Frau anschaut‘ – ein neues Gebot, 6 a, du sollst nicht begehren dein eigenes Weib“ („Papst, du bist stärker als Superman“, 46/1980/58). Oder: „In der Synodenaula des Vatikans saßen 200 Junggesellen beieinander, Bischöfe, Erzbischöfe und Kurienkardinäle“ (ebenda).

Es herrscht grundsätzlich ein lockerer, zynischer Unterton vor: „Der Papst, unerschrocken im Geiste, hat im französischen Heilungsort Lourdes angedeutet, er wolle den 2000. Geburtstag Marias festlich begehen. Schützt ihn die Gottesmutter weiterhin vor Attentaten, so kann daraus etwas werden. In der Wahl des Datums ist er, da es nicht die geringste

historische Quelle gibt, völlig frei“ („Maria – Jungfrau, Gottesmutter, Königin“, 51/1983/158).

Neu ist die ironische Benutzung kirchlicher Begriffe und Diktionen, also deren Parodie. So entläßt Rudolf Augstein die Leser einer seiner Kommentare mit „Vergelt's Gott“. Und im Gespräch mit einem Pfarrer, der es wagt, ein religiöses Bekenntnis zum theologischen Verständnis von Tod und Auferstehung abzulegen, kontern die Redakteure heuchlerisch fromm: „Halleluja“.

Anfang 1996 traf es die Schönstatt-Bewegung. Der „Spiegel“ bescheinigte der Bewegung, „den derzeit wohl kuriosesten Kult der katholischen Amtskirche“ zu betreiben. Filialen vor Ort sind natürlich „Ableger“, eine Kapelle wird zum „zentralen Heiligtum“ erklärt, Schwestern „verrichten im Schichtdienst rund um die Uhr ihr frommes Betwerk“, und so weiter. Mit einer redlichen, kritischen Berichterstattung über ein Kirchenthema hat das nicht viel zu tun.

### Rudolf Augstein und die katholische Kirche

Rudolf Augstein nimmt nicht nur innerhalb des „Spiegel“, sondern innerhalb von dessen Kirchenberichterstattung einen Sonderplatz ein. Er hat sich immer wieder zu Kirchenthemen, ja zu theologischen Fragestellungen geäußert. 1962, als er während der „Spiegel“-Affäre 105 Tage in U-Haft saß, ließ er die Leserschaft wissen: „Ich erlebe meine gegenwärtige Lage als Christ“ (Rudolf Augstein, *Lieber Spiegel-Leser*, 51/1962/23).

Sein Buch „Jesus, Menschensohn“ (1972) stellte freilich einen Wendepunkt dar. Wo immer er es für möglich hielt, die Kirche zu treffen, schlug er zu. War dies anfänglich der Versuch, die Grundlagen des Glaubens zu bezweifeln, engagierte sich der „Spiegel“-Herausgeber später fast nur noch in der Abtreibungs-Frage. Hier verlor er jedes Maß und jedes Ziel, verbunden mit dem Vorwurf, die katholische Kirche mißbrauche auch hier ihre (öffentliche) Macht über Menschen. 1987 schrieb er:

„Die christliche Kirche, man vergißt es immer wieder, hat durch all die Jahrhunderte wenig Respekt vor dem bereits geborenen Leben gezeigt. Sie hat selbst in einer Weise gemordet und morden lassen, die den Verbrechen des 20. Jahrhunderts immerhin nahe kommt“ (R. Augstein, *Die Abtreibung, ein Stellvertreter-Krieg*, 51/1987/30).

Als nach der Wiedervereinigung die Abtreibungsfrage neu auf der Tagesordnung stand, lief der „Spiegel“-Herausgeber zu neuer Form auf: „Wo es um den Schutz des Lebens überhaupt, nicht nur den des ungeborenen Lebens geht, kann die Kirche keinerlei Autorität für sich beanspruchen. Zu viele Morde haben ihre unfehlbaren Päpste auf dem... ja, man kann es nicht einmal Gewissen nennen“ (R. Augstein, *Der § 218 muß weg!*, 31/1990/24).

Im Februar 1995 folgte dann eine Art Generalabrechnung: „Der Papst mag den vorehelichen Sex brandmarken, hier hört wohl tatsächlich keiner mehr hin, das schadet dann ja

nicht. Aber am Rande der Kriminalität früherer päpstlicher Jahrhunderte bewegt sich, wer die Bevölkerungsexplosion nicht zur Kenntnis nimmt, sondern noch anheizt“ (R. Augstein, *Der Papst und ich*, 5/1995/32).

Oder ein halbes Jahr früher: „Der Papst nimmt in Kauf, daß Millionen geborener Kinder kläglich verhungern. Sie, da können wir sicher sein, empfinden Schmerz. Dieses Mal läßt die Papstkirche nicht töten, sie tötet selbst“ (R. Augstein, *Wahre Katastrophe*, 35/1994, 135). Die Kommentare Rudolf Augsteins und die grundsätzliche Ironie in der Kirchenberichterstattung prägen den „Spiegel“ heute.

Positive, redliche und faire Artikel, die es gleichwohl gibt, fallen da kaum ins Gewicht. So hat der „Spiegel“-Redakteur Helmut Sorge im Frühjahr 1995 einen sachgerechten, mit viel Kenntnis ausgestatteten Bericht über die Situation der Klöster verfaßt – eindringlich, einfühlsam, persönlich. Aber das sind positive Ausrutscher, mehr nicht.

Die Kirchenberichterstattung im „Spiegel“ hat eine lange Entwicklung hinter sich. Daß heute nur unzureichend berichtet wird, kann festgehalten werden. Die Leitung der katholischen Kirche trägt daran freilich eine Mitschuld. Der „Spiegel“ war nicht von vornherein ein kirchenkritisches oder kirchenbelustigendes Magazin. Die Themenpalette der 60er Jahre bezeugt dies in Umfang und Art der Berichterstattung. Es waren auch *sachliche* Gründe, es war die Reformunfähigkeit der Kirche, die von einer fairen zu einer unsachgerechten Berichterstattung führten.

Auf den Reform- und Entscheidungstau innerhalb der katholischen Kirche mag der einzelne Katholik mit einem

„trotz allem“ reagieren. Beim „Spiegel“, bar jeder emotionaler Abhängigkeit, darf dies freilich nicht erwartet werden. 50 Jahre Kirchenberichterstattung im Hamburger Nachrichtenmagazin sind so auch Dokumentation vertaner Chancen, mangelnden Mutes der katholischen Kirche und ihrer Leitung. Sie, die Kirche, ist nicht unbeteiligt bzw. unschuldig an der Art und Weise, wie über sie berichtet wird. Offenheit und Reformwille, auch der Mut zur Information der Mitglieder, werden vom „Spiegel“ sehr wohl goutiert. Trifft freilich – unter dem Sammelbegriff Machtmißbrauch – das Gegenteil zu, hat das Konsequenzen für die Berichterstattung. Der kritische Blick trifft freilich auch den „Spiegel“. Ein wirklich kritisches Nachrichtenmagazin würde der Versuchung widerstehen, alles, wirklich alles unter den Duktus der Lächerlichkeit und Ironie zu stellen. Die enorme Aufklärungsleistung des Magazins in den 50er und 60er Jahren in Sachen Kirche und Theologie wäre heute undenkbar. Der „Spiegel“ hat so Kritik und Kritikfähigkeit verloren. Skepsis und wehmütiger Pessimismus sind noch keine Kritik. Die Kirchenberichterstattung des deutschen Nachrichtenmagazins der „Spiegel“ im letzten Jahrzehnt leidet unter der Verkennung dieser Differenz beziehungsweise an der implizit erfolgten Gleichsetzung – zu seinem eigenen Schaden übrigens. Kirchenverfall ist modern und derzeit in den Medien weit verbreitet. Das könnte für den „Spiegel“ und seinen neuen Kirchenredakteur *Peter Wensierski* eine Chance sein, wieder zu *dem* Nachrichtenmagazin in Deutschland zu werden, und sei es aufgrund einer redlichen Kirchenberichterstattung.

*Uwe Beck*

# Die Erneuerung kommt voran

## Kirchen und Religionsgemeinschaften in Litauen

*Vor fünf Jahren erhielt Litauen im Zug der Auflösung der Sowjetunion die staatliche Unabhängigkeit zurück. Das Ende der sowjetischen Herrschaft brachte auch den Kirchen und Religionsgemeinschaften die Freiheit zurück; sie können sich reorganisieren und entfalten. Dominierend ist in Litauen die katholische Kirche; der folgende Beitrag bezieht auch die kleinen evangelischen Kirchen sowie die Orthodoxie mit ein.*

Im Gegensatz zu Lettland und vor allem Estland, wo die Protestanten die Mehrheit der (gläubigen) Bevölkerung stellen, bekennen sich in Litauen nach offiziellen Angaben 73,4 Prozent der Einwohner zur katholischen Kirche des Landes. Mit dem benachbarten Polen verbindet die baltische Republik dabei nicht nur der gemeinsame Glaube, vielmehr blicken die beiden osteuropäischen Reformstaaten auf eine lange gemeinsame Geschichte zurück. Unter der litauisch-polnischen Personalunion von 1385 dehnte sich Litauen zu einem der größten europäischen Staaten aus. Seine Grenzen reichten bis zum Schwarzen Meer und umfaßten Teile des

heutigen Belarus (Weißrußland), der Ukraine sowie Gebiete Rußlands bis vor Moskau. In der Folge stützte sich das Großfürstentum in den Kriegen gegen das erstarkende Rußland immer mehr auf Polen, ehe die beiden Reiche 1569 zu einem föderativen Staatsgebilde verschmolzen.

Als letztes Volk in Europa waren die Litauer zuvor in der Mitte des 12. Jahrhunderts christianisiert worden. Doch dauerte es bis 1387, ehe sich auch das schwer zugängliche Hochland Aukštaitija in Ostlitauen bekehrte. Nach einer kurzen Blüte des Calvinismus in Litauen (1550–1580) konnte sich der Katholizismus durch den Übertritt von Fürst Nikolaus